

**GRAHAM
MASTERTON**

GHOST VIRUS

Aus dem Englischen von Alexander Rösch

FESTA

Die englische Originalausgabe *Ghost Virus*
erschien 2018 im Verlag Head Of Zeus.
Copyright © 2018 by Graham Masterton

1. Auflage April 2026
Copyright © dieser Ausgabe 2026 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Titelbild: Verena Tapper / Artenreich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-277-3
eBook 978-3-98676-278-0

Samira hatte den ganzen Vormittag in den Spiegel ihres Schminktischs gestarrt, bevor sie den Mut fand, sich das Gesicht zu verätzen.

Du bist nicht ich, flüsterte sie ihrer Reflexion zu. *Wer auch immer du bist, du bist nicht ich.*

Sie hörte, wie die Uhr im Wohnzimmer unten zwölf schlug, und in diesem Moment stand sie auf und ging zur Tür. Sie drehte den Schlüssel um und rüttelte an der Klinke, um sich zu vergewissern, dass wirklich abgeschlossen war.

Dann kehrte sie zum Schminktisch zurück und griff nach der durchsichtigen Glasflasche mit konzentrierter Schwefelsäure, die neben ihrem Parfüm Rasasi Blue Lady, dem Make-up von Masarrat Misbah sowie ihren ganzen Lippenstiften, Rouge-Döschen und Eyelinern stand.

Dahinter lächelte Samira auf einem oval gerahmten Foto mit ihrem zukünftigen Ehemann Faraz um die Wette. Die Aufnahme war vor der Mahabat-Khan-Moschee im pakistanischen Peschawar entstanden. Samira hob darauf ihre Hand, um die Augen vor der Sonne zu schützen. Sie hatte Faraz erst drei Stunden vor Entstehung des Fotos kennengelernt, freute sich aber trotzdem auf die Heirat. Obwohl ein großes Muttermal auf seiner Oberlippe prangte, war Faraz recht attraktiv, hatte eine sanfte Stimme und war nur vier Jahre älter als sie.

Als Vater und Mutter mit ihr zum Haus seiner Familie in Dschalalabad gefahren waren, hatte sie einen schrecklichen Moment lang befürchtet, Wasim, seinem fetten, verschwitzten 44-jährigen Cousin, übergeben zu werden. Er hatte stumm in der Ecke gesessen und geraucht und sich zwischendurch klebrige Safran-Barfi in den Mund gestopft.

Aber so passend ihr Faraz als Ehemann auch erschien, es würde keine Hochzeit geben. Ihre Eltern konnten ihre Mitgift behalten. Sie mussten sich künftig nur noch um ihren Bruder Jamal kümmern, der ohnehin schon genug Ärger machte.

Sie betrachtete sich nicht länger im Spiegel. Stattdessen trat sie mit der Schwefelsäure-Flasche ans Fenster und blickte in den Garten hinunter.

Dieser war nur etwa vier Meter breit, mit einem bescheidenen Blumenbeet und einem Betonweg, der leicht ansteigend zum Geräteschuppen ihres Vaters führte.

Dort hatte sie den Großteil ihrer Kindheit verbracht, seit ihre Familie nach England gekommen war.

Dort hatte sie mit ihren Puppen gespielt, sich verkleidet und so getan, als ob sie ihren Freundinnen von der Iqra-Grundschule Tee in Plastikbechern servierte.

Sie hob den Blick. Es war ein klarer Novembertag mit einem verwaschen blauen Himmel und Sonnenschein. Ein Linienflugzeug funkelte wie eine silberne Nadel, als es hoch über Südlondon zum Landeanflug auf den Flughafen Heathrow ansetzte. Samira hatte sich so sehr gewünscht, nach Peschawar zurückzukehren und mehr von dem Land zu sehen, in dem sie zur Welt gekommen war. Dazu kam es jetzt nicht mehr. Niemand in ihrer Heimat würde sie je besser kennenlernen.

Sie setzte sich auf die kastanienbraune Satindecke, die auf ihrem schmalen Bett ausgebreitet war. Auf dem Kissen lag das schmutzige Stofflamm, das man ihr zum vierten Geburtstag aus Pakistan geschickt hatte, komplett mit rosa Schleife und Ziqi-Etikett. Deswegen hatte sie früher gedacht, das Lamm hieße Ziqi. Sie streckte die Hand danach aus, brach die Bewegung jedoch ab. Selbst Ziqi hätte sie nicht wiedererkannt.

Sie legte sich zurück aufs Bett. Aufgrund der für den kommenden Monat anberaumten Hochzeit trug sie einen orangefarbenen Salwar Kamiz mit besticktem Kragen und einen langen ebenso orangefarbenen Schleier, einen traditionellen Dupatta, der ihr über die

Schultern hing. Es war warm in ihrem Schlafzimmer, erdrückend warm. Trotzdem trug sie zusätzlich einen dicken grauen Wollmantel mit breitem dreieckigem Revers.

Das obligatorische *Zuhr*, das Mittagsgebet, hatte sie bereits versäumt. Sie wusste ohnehin, dass das, was sie sich anschickte zu tun, in direktem Widerspruch zu Allahs Willen stand. Wer auch immer sie sein mochte, sie wusste, dass er ihr vergeben würde, aber sie fand einfach nicht den Mut oder die Kraft, sich ihm zu stellen. Trotzdem flüsterte sie dreimal »*Subhana rabbija-l-'adsim*«, während sie so dalag. Und dann: »Bitte, Allah ... bitte ... lass mich nicht zu sehr und zu lange leiden.«

Sie hob die Flasche und schraubte den gelben Metalldeckel ab. Inzwischen fühlte sie sich ganz ruhig. Ihre Hand zitterte kein bisschen. Die Säure war geruchslos. Allerdings erinnerte sie sich, dass man sie in der Schule davor gewarnt hatte, daran zu riechen, weil einem die Dämpfe die Nasenhöhlen verätzen konnten.

Sie knotete den Dupatta zusammen und klemmte ihn für den Fall, dass sie schrie, zwischen die Zähne. Dann kippte sie sich mit weit aufgerissenen Augen langsam die Säure über die Stirn. Sofort färbte sich ihr Blickfeld blutrot. Gezackte Blitze folgten wie tanzende Dämonen, schließlich völlige Schwärze. Das Brennen wurde so unerträglich, dass ihr die Flasche aus der Hand fiel und dabei noch mehr Säure an ihren Nacken spritzte.

Ihre Haut knisterte, schlug Blasen, schmolz und glitt an den Wangenknochen hinunter auf ihr Kopfkissen. Obwohl sie die Zähne in ihrem Dupatta vergrub, stieß sie einen grauenerregenden, halb erstickten Schrei aus. Ihr Rücken krümmte sich und sie federte unkoordiniert von der Matratze in die Höhe.

Der Schmerz wurde noch unerträglicher. Sie krallte sich in einem vergeblichen Versuch, ihn zu lindern, mit beiden Händen ins Gesicht. Es gelang ihr lediglich, schlüpfrige Fleischklumpen von ihrem Kinn abzureißen und ihre Lippen wie zwei fette, klebrige Schnecken zu lösen. Sie spürte, wie ihre Zähne freigelegt wurden, dann fraß sich die Säure hungrig in ihr Zahnfleisch.

Sie kreischte, zerrte an ihren langen schwarzen Haaren und riss sie sich büschelweise aus.

Immerhin wurde ihr Gebet erhört. Die Säure drang so zügig durch die Nervenenden unter der Haut vor, dass sich Gesicht und Hals bald taub anfühlten. Kurz darauf blieb ihr Herz stehen. Die halb leere Säureflasche kullerte von der Bettkante auf den Boden. Samira schauderte, als wäre ihr kalt, dann blieb sie reglos liegen. Ihr Fleisch knisterte weiter leise, zersetzte sich und legte Luftröhre und Kehlkopf frei, bis hinab zu den Halswirbeln. Samira befand sich zu diesem Zeitpunkt bereits im Jenseits und bekam nichts mehr davon mit.

Es vergingen fast drei Stunden. Das fahle Tageslicht vor ihrem Schlafzimmerfenster begann zu verblassen, bis die Haustür unten geräuschvoll geöffnet wurde und ihre Mutter rief: »Samira! Wir sind zu Hause! Samira! Wo bist du, Samira?«

2

»Weißt du, was du bist?«, rief Jerry. »Du bist ein Idiot. Ein gottverdammter Idiot.«

»Mir war kalt, nichts weiter«, erwiderte eine hallende Stimme aus dem Inneren des grünen Altkleidercontainers. »Was erwarten Sie von mir? Dass ich mich zum Schlafen in irgendeinen beschissenen Hauseingang lege?«

»Erzähl mir nichts«, gab Jerry zurück. »Du bist reingeklettert, um Sachen zu klauen. Du bist schon der fünfte Trottel, der da nicht mehr rauskommt, seit sie das Ding aufgestellt haben.«

Er hämmerte mit der Faust gegen den Container; nicht nur, um den jungen Mann darin zu ärgern, sondern auch, um seinen Frust abzureagieren, dass man ihn wegen so einer unbedeutenden, sinnlosen Geschichte hierhinzitiert hatte. Seit er vor drei Monaten in Tooting gelandet war, schlug er sich ausschließlich mit Asozialen, mickrigen Drogendelikten und rassistisch motivierten Messerstechereien rivalisierender Schülerbanden herum.

Detective Superintendent Perry von New Scotland Yard hatte seine Versetzung damit begründet, dass er einen »guten Riecher für die Straße« habe. Was Jerry tatsächlich gerochen hatte, waren die Bestechungsgelder, die seine Kollegen einsteckten, um stillschweigend die Strafverfolgung gegen die Harris-Verbrecherfamilie in Hoxton einzustellen, und sie trauten ihm nicht zu, dass er sie nicht verraten würde.

Einer seiner Kollegen hatte ihn im Korridor an die Wand gedrückt und geraunt: »Weißt du, was dein Problem ist, Jerry? Du bist viel zu moralisch unterwegs. Es gibt nur zwei Orte für Moral, Kumpel – die Kanzel und den Friedhof. Nicht hier. Nicht im Yard.«

Jerry wanderte die Fishponds Road auf und ab, den Kragen seiner braunen Lederjacke hochgeschlagen und die Hände tief in

die Taschen gesteckt. Zwei uniformierte Polizisten standen an der Ecke vor dem Selkirk Pub und stampften mit den Füßen, um sie zu wärmen. Er wusste, dass es nichts brachte, mit ihnen Small Talk zu halten. Wie alle Beamten auf dem Polizeirevier von Tooting wussten sie, aus welchem Grund man ihn hierher versetzt hatte. Sie dachten nicht daran, sich mit ihm zu unterhalten. Es sei denn, man zwang sie dazu.

Sie alle warteten darauf, dass der zuständige Mitarbeiter von der Wohlfahrt eintraf und den Container öffnete. Heutzutage war die Qualität der Kleidung und der Schuhe, die in die Behälter geworfen wurden, so gut, dass es sich für hartgesottene Junkies lohnte, hineinzusteigen und zu klauen, was man in die Finger bekam. Das Problem war nur, dass die Behälter inzwischen so konstruiert waren, dass man unmöglich wieder herauskam, wenn man erst mal drinsteckte.

Jerry sah auf die Uhr und fluchte leise. »Scheiße.« In weniger als einer Stunde endete seine Schicht. Er fragte sich ernsthaft, wozu er hier seine Zeit verschwendete. Detective Inspector French hatte ihm aufgetragen, den Junkie zu befragen, weil sich der Diebstahl von Kleidung aus Altkleiderbehältern zu einem großen Geschäft entwickelt hatte und sie herausfinden mussten, wer der Drahtzieher im Hintergrund war.

Jerry ging eher davon aus, dass der Junge die Kleidung klaubte, um seine eigene Sucht zu finanzieren, und dass er ein großes Geschäft nicht von einem kleinen Krämerladen unterscheiden konnte. Er vermutete, dass der Diebstahl im großen Stil von Litauern begangen wurde, und zwar von einem Litauer im Besonderen.

»Wie lange dauert das denn noch?«, beschwerte sich der Junge. »Ich muss dringend pissen.«

»Ich hab keinen Schimmer, Kumpel!«, rief Jerry zurück. »Mach halt einen Knoten rein.«

»Ihr müsst mich hier rausholen, ich sag's euch! Ich hab Klaustrophobie!«

»Ziemlich schlaues Wort für eine taube Nuss wie dich!«

Es wurde allmählich dunkel und die Straßenlaternen erwachten nach und nach flackernd zum Leben.

»Ihr müsst mich hier rausholen! Ich dreh noch durch!«

»Was bist du auch so bescheuert, überhaupt reinzuklettern! Blödmann!«

»Ich werde eine Beschwerde gegen Sie einreichen! Wie heißen Sie?«

»Detective Constable Jeremy Thomas Pardoe. Schreib's dir am besten auf. Oh, tut mir leid. Ich hab ganz vergessen, dass du weder Stift noch Papier hast und es dadrin stockdunkel ist!«

»Dafür krieg ich Sie dran!«

»Wart mit den Drohungen, bis ich dich da rausgeholt habe, Kumpel. Du willst doch nicht, dass ich's mir anders überlege, oder? Verdammt, du könntest *tagelang* festsitzen, bevor dich jemand findet! Oder sogar *Wochen*!«

»Mistkerl!«

Jerry ging weg und ließ den Jungen schimpfen. Er hatte den Selkirk Pub fast erreicht, als ein silberner Volvo V40 um die Ecke bog und neben den zwei uniformierten Beamten hielt. Jerry sah, wie die Person am Steuer den Kopf durchs Fenster steckte, um mit ihnen zu sprechen. Sie drehten sich um und zeigten beide in seine Richtung.

Der Fahrer parkte auf der gegenüberliegenden Straßenseite und stieg aus.

Er hatte mit einem der üblichen schlecht gelaunten, unrasierten Kerle von der Wohlfahrt gerechnet, aber der Fahrer entpuppte sich als zierliche junge Asiatin im dunkelgrauen Hosenanzug mit schwarzem Kopftuch. Sie kam lächelnd zu ihm und fragte: »DC Pardoe?«

Sie gab ihm das Gefühl, viel zu groß und ungepflegt zu sein.

»Der bin ich. Was kann ich für Sie tun?«

»Man sagte mir im Revier in der Mitcham Road, dass ich Sie hier finde.«

»Ach ja? Sie arbeiten nicht für die Wohlfahrt, oder?«

Der Junge im Container schlug laut gegen die Metallwände und schrie: »Holt mich hier raus! Holt mich hier raus! Verdammt noch mal, holt mich hier raus!«

Die Asiatin schielte in Richtung des Behälters. »Wir müssen ihn doch nicht einsperren, oder? Das scheint er ja ganz gut selbst hinbekommen zu haben.«

Jerry beschloss, dass er diese Frau mochte. Sie war nicht nur außergewöhnlich hübsch, mit dunkelbraunen, fast cartoonhaft großen Augen und vollen, sinnlich geschwungenen Lippen, sondern schien auch seinen Sinn für Humor zu teilen.

»Und Sie sind ...?«, erkundigte er sich.

»Detective Sergeant Jamila Patel.«

»Von?«

»Von der Met, genau wie Sie. Ich hab die letzten 14 Monate beim Yard gearbeitet.«

»Wirklich? Mich überrascht, dass ich Sie dort nie gesehen habe.«

»Soll das etwa ein Kompliment sein?«

»Nein, ich bin nur überrascht, dass ich Sie dort nie gesehen habe.«

»Das war auch schwer möglich. Ich war einer Sondereinheit für Ehrenmorde zugeteilt.«

»Oh, Sie meinen Frauen, die wegen Ehebruchs gesteinigt werden?«

»Richtig. Und ja, das passiert auch hier in England, sogar öfter, als man denkt. Letzte Woche bekam ich es in Edmonton mit einer Frau zu tun, der ein 24 Kilo schwerer Betonklotz auf den Kopf donnerte, weil sie eine Affäre mit ihrem Englischlehrer hatte.«

»Verdammte Scheiße.«

DS Patel zuckte mit den Achseln, als ob sie täglich mit so grausamen Fällen zu tun hätte.

»Dann bekamen wir es natürlich reihenweise mit jungen Frauen zu tun, die erwürgt wurden, weil sie sich weigerten, den Mann zu heiraten, den ihre Eltern für sie ausgesucht hatten – oder weil sie mit einem Jungen aus einer niedrigeren Kaste durchbrannten und

so Schande über die Familie brachten. Diese Fälle sind unglaublich schwierig aufzuklären. Keiner hat was gesehen. Keiner hat was gehört.«

»Ookay.« Jerry sah sich um. Der Junge in der Altkleiderbox fing jetzt an, von innen dagegenzutreten. »Und was schlägt Sie ins idyllische Tooting?«

»Nun, zunächst einmal, DC Pardoe, bin ich gekommen, um Sie abzuholen.«

»Ich bin im Einsatz. Ich soll diesen Schwachmaten ... diesen Verdächtigen befragen, sobald ihn jemand befreit hat.«

»Sie sind entschuldigt.«

»Wie bitte?«

»DI French bat mich, Ihnen auszurichten, dass Sie entschuldigt sind. Er hat Sie nur hergeschickt, damit Sie irgendwas zu tun haben. Aber *ich* will Sie, weil ich hergeschickt wurde, um einen vermeintlichen Ehrenmord zu untersuchen, und bevor mein Team zusammengestellt wurde, haben Sie erfolgreich drei Ehrenmorde untersucht – zwei in Redbridge und einen in Waltham Forest.«

»Ja, das stimmt. Aber Sie haben doch schon ein Team. Wozu brauchen Sie da mich?«

»Ich *hatte* ein Team«, korrigierte DS Patel. »Leider ist es den Haushaltskürzungen im letzten Monat zum Opfer gefallen. So lautet jedenfalls die offizielle Erklärung. In Wahrheit war das Team bei einflussreichen Personen der asiatischen Community nicht sonderlich beliebt, und sie übten Druck auf den Commissioner aus, es aufzulösen.«

»Jetzt gibt es also nur noch Sie und mich?«

»*Holt mich hier raus! Holt mich hier raus!*«, jammerte der Junge im Kleidercontainer. »*Ich kann es nicht mehr halten!*«

»Machen Sie sich um den keine Sorgen«, meinte DS Patel. »Die beiden Uniformierten nehmen ihn zum Verhör mit, sobald er draußen ist.«

Jerry ging zu dem Eingesperrten und schlug erneut mit der Faust gegen den Behälter.

»Tut mir leid, Kumpel! Ich muss dich jetzt leider verlassen! Ich schicke morgen früh jemanden vorbei, der dich befreit!«

»Nein! *Neiiin!* Das können Sie mir nicht antun! Ich werde erstickten! Ich werde erfrieren! Bitte! Ich flehe Sie an!«

In diesem Moment rollte ein grüner Fiesta mit nur einem Scheinwerfer die Fishponds Road entlang. Jerry erkannte den Wagen des zuständigen Mitarbeiters von der Wohlfahrt sofort. Das Fahrzeug bremste direkt neben ihnen und ein mürrischer Grauhaariger stieg aus. Unter der beigen Windjacke trug er einen braunen Fair-Isle-Pulli, den er verkehrt herum angezogen hatte, sodass das Etikett direkt unter dem unrasierten Kinn in die Höhe ragte.

»Guten Abend, Ron«, grüßte Jerry.

»Hmpf«, erwiderte Ron, zog einen riesigen Schlüsselbund aus der Jackentasche und schniefte, während er ihn durchsuchte.

Der Junge im Kleidercontainer hatte offensichtlich weder seine Ankunft noch das Klirren der Schlüssel mitbekommen, denn er schluchzte hysterisch.

Sophie hatte gerade das Licht im hinteren Teil des Ladens ausgeschaltet und die Alarmanlage aktiviert, als es an der Eingangstür klopfte.

Eine weißhaarige Frau im langen Tweedmantel mit zwei großen schwarzen Müllsäcken stand davor. Sie ging hin und rief durch die Scheibe: »Wir haben geschlossen! Sorry!«

»Was soll ich dann mit diesen Säcken machen?«, fragte die Frau und übertrieb ihre Lippenbewegungen, damit Sophie sie verstand. »Ich kann sie nicht wieder mitnehmen.«

»Lassen Sie sie einfach dort stehen.«

»Es sind ein paar teure Kleidungsstücke und anderer Krimskrams drin. Wäre doch schade, wenn sie geklaut werden!«

Sophie zögerte einen Moment, dann seufzte sie. »Na gut ... Warten Sie einen Moment!«

Sie schaltete den Alarm im Hinterzimmer ab und kehrte zurück, um aufzuschließen. Die Frau griff sofort nach den beiden Säcken und ließ sie auf den Boden neben dem Tresen fallen.

»Gott sei Dank sind wir den Kram los!«, sagte sie. Jetzt, wo sie im Laden stand, erkannte Sophie, dass sie gar nicht so alt war, wie sie durch die Scheibe gewirkt hatte. Ihr Haar war nicht weiß, sondern eher blond, weil sie es gebleicht hatte. Ihr knöchellanger Mantel ließ sie ebenfalls älter aussehen. Sie schien kaum älter als 38 oder 39 zu sein, sehr schlank, mit blassblauen Augen und scharfen, kantigen Wangenknochen.

»Die Kleidung meines Onkels«, erklärte sie. »Er ist vor drei Wochen gestorben und wir haben sein Haus entrümpelt. Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Zeug er hatte! Auch alle Klamotten meiner Tante, die vor neun Jahren gestorben ist, waren noch da. Er hat nichts weggeworfen. Nicht mal ihre Strumpfhosen!«

»Nun, wenn es noch mehr gibt ...«, meinte Sophie. »Besonders Pullover und Jacken sind zu dieser Jahreszeit begehrt.«

»Nein, das ist alles«, sagte die Frau. »Sonst stehen nur noch Unmengen von Büchern im Haus, die meisten auf Russisch und Polnisch, vor allem medizinische Fachliteratur. Er war Arzt. Irgend so ein Spezialist.«

»Na gut, trotzdem vielen Dank. Ich muss jetzt abschließen. Mein Freund wird sich schon fragen, wo ich bleibe.«

Die Frau schaute sich im Laden um. »Sie haben hier drin alles sehr gut organisiert, was? Es riecht nicht mal wie in einem Wohltätigkeitsladen, wenn ich das sagen darf. Haben Sie viel zu tun?«

Sophie lächelte. »Sie würden sich wundern. Der Laden ist meistens rappellvoll, besonders samstags. Aber danke für das Kompliment. Ich versuche, alles ordentlich und aufgeräumt zu halten. Bevor ich hierher zu Little Helpers kam, habe ich bei Selfridges in der Modeabteilung gearbeitet.«

Sie merkte, dass der Frau eine Frage auf der Zunge brannte: *Selfridges? Wie sind Sie dann hier in einem Wohltätigkeitsladen gelandet, und das ausgerechnet auf dem Tooting Broadway?* Stattdessen sagte sie: »Nun – vielen Dank, dass Sie die Säcke angenommen haben. Ich möchte nie wieder in dieses Haus zurück. In meinem ganzen Leben nicht!«

Als Sophie zur Tür ging, um hinter der Besucherin abzuschließen, sah sie, wie diese in eine schwarze Mercedes-Limousine stieg, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite vorgefahren war. Obwohl sie behauptet hatte, dass ihr Freund sich fragen würde, wo sie blieb, ließ Mike sie warten. Er holte sie in letzter Zeit fast immer zu spät ab, und drei- oder viermal war sie in letzter Zeit gezwungen gewesen, mit dem 77er-Bus nach Hause zu fahren.

Sie hatte schon seit Monaten das Gefühl, dass sie ihr Leben von Grund auf ändern musste, aber sie war so abhängig von Mike geworden, vor allem was das Geld betraf, dass sie nicht wusste, wie sie sich von ihm trennen sollte. Allmählich wünschte sie sich, ihm nie begegnet zu sein. Alles, was sie früher an ihm attraktiv

gefunden hatte, nervte sie mittlerweile; vor allem seine Angewohnheit, nie zu antworten, wenn sie ihm eine Frage stellte. Früher hatte sie sein Schweigen als typisch männlich und launisch abgetan. Mittlerweile fragte sie sich, ob er schlicht ein Idiot war.

Gerade wollte sie die Alarmanlage aktivieren, da hörte sie ein Scharren. Sie blieb stehen und lauschte. Im Frühsommer war der Lagerraum von Ratten heimgesucht worden. Sie waren durch die Sanitäranlagen des türkischen Restaurants nebenan eingedrungen und hatten versucht, sich in den unverkäuflichen Kleidungsstücken einzunisten, die sich dort für den Lumpensammler stapelten. Kurz darauf hatte Sophie die Stadtverwaltung eingeschaltet, um die Viecher auszurotten, und wenige Tage später schloss das Restaurant. Gut möglich, dass sie zwischenzeitlich einen anderen Weg ins Gebäude entdeckt hatten.

Da war es wieder: ein deutlich hörbares Scharren. Es schien allerdings nicht aus dem Lager zu kommen, sondern aus einem der beiden schwarzen Müllsäcke, die die weißblonde Lady angeschleppt hatte.

Sophie ging hin und stupste sie nacheinander mit ihren UGG-Boots an. Sie war mal in einem Kleidersack, den ein älterer Mann vorbeigebracht hatte, auf eine tote Katze mit Schildpattmuster gestoßen, aber noch nie auf etwas Lebendiges. Als sie schon meinte, sich das Rascheln bloß eingebildet zu haben, hörte sie es erneut. Diesmal war sie sicher, dass sich einer der Säcke bewegte.

O Gott, was, wenn es eine Ratte ist? Ich meine, es muss eine Ratte sein – was denn sonst?

Sie wollte den Sack nicht öffnen und riskieren, dass der Nager sie ansprang. Am besten trug sie ihn aus dem Laden und ließ ihn bis morgen früh bei den Mülltonnen stehen. Wenn das Tier bis dahin nicht entkommen war, konnte sie ihren ehrenamtlichen Helfer Raymond bitten, ihn für sie zu öffnen. Raymond hatte vorher in einem Schlachthof gearbeitet und war nicht zimperlich, wenn es darum ging, etwas zu töten. Er hätte selbst eine Wespe ungerührt mit dem Daumen zerquetscht.

Sie hob den Sack vorsichtig am Knoten an. Er war ziemlich schwer, aber die Frau hatte ja erwähnt, dass neben der Kleidung auch einiger Krimskrams darin steckte. Sie trug ihn so schnell wie möglich zur Tür im hinteren Teil des Ladens, die zu ihrem kleinen Büro, der Toilette und dem Lagerraum führte, in dem die Kleidungsstücke mit Dampf gereinigt wurden, bevor sie in der Auslage landeten. Sie hoffte, dass sich dieses schlurfende Geräusch nicht noch einmal wiederholte oder sich gar etwas im Sack rührte, bevor sie ihn bei den Mülltonnen abstellte.

Als sie am Kleiderhaufen vorbeikam, der auf den Lumpensammler wartete, verhedderten sich ihre Füße in einem alten Samtvorhang, der auf den Boden gerutscht war. Sie stolperte über den Sack, den sie trug, und dieser riss auf, woraufhin sich Jacken, Kleider, Schuhe und Cordhosen auf dem Boden verteilten, ebenso wie eine Kuckucksuhr und eine Schachtel mit versilberten Teelöffeln.

Sophie machte einen raschen Satz zurück, weil sie befürchtete, dass jeden Moment etwas herauskrabbelte. Nach fast einer halben Minute war jedoch immer noch nichts zu sehen. Sie stieß mit dem Fuß gegen einen grauen Tweedmantel, ohne dass sich etwas rührte oder merkwürdige Geräusche von sich gab.

Ich bin sicher, dass ich mir dieses Geräusch nicht eingebildet habe. Vielleicht war es ja die Kuckucksuhr oder bloß die Kleidung, die im Sack geraschelt hat?

Vorsichtig zog sie den Tweedmantel zwischen den übrigen Kleidungsstücken hervor, schüttelte ihn aus und legte ihn auf den Tisch, den sie zum Bügeln von stark zerknitterter Kleidung benutzten. Da sie nach wie vor nichts hörte, pflückte sie als Nächstes die Cordhose aus dem Haufen, dann zwei gestreifte Hemden und einen dunkelgrünen Pullover mit ausgefranst Löchern an den Ellbogen. Sie nahm sich auch die Kuckucksuhr vor. Die Ketten des Pendels waren verheddert und die Türen klemmten. Der Kuckuck saß mit abgebrochenem Flügel darin fest.

So ähnlich fühle ich mich auch ... Als ob ich in einer angehaltenen Uhr festsitze und man mir die Flügel gestutzt hat.

Der Sack enthielt auch eine Strickdecke, die stark nach Voltaren-Schmerzgel roch, ein Paar abgenutzte Gartenhandschuhe und mindestens ein Dutzend Socken. Sophie stieß ferner auf zwei Damenpullis mit Rollkragen, einen grauen und einen cremefarbenen, die beide aussahen, als wären sie kaum getragen worden, sowie eine mitternachtsblaue Samtjacke mit militärisch anmutenden Ziernähten an der Knopfleiste.

Sie erkannte, dass sie für die Pullover einen guten Preis erzielen konnten, und beschloss, die Jacke für sich zu behalten. Bestimmt passte sie ganz hervorragend zu ihren engen Mantaray-Jeans und den Red-Herring-Stiefeln. Sophie nahm sich vor, dem Laden im Gegenzug eine Spende von zehn Pfund zukommen zu lassen.

Sie leerte den restlichen Sack aus. Darin befand sich nichts von Wert, nur ein paar zerlesene Penguin-Taschenbücher mit vergilbten Seiten und ein stark verschmutztes Paar Ofenhandschuhe. Keine Ratten, keine Mäuse. Nichts, was jenes scharrende Geräusch erklärt hätte.

Sie nahm die Samtjacke in die mit Vorhängen versehene Umkleidekabine mit und probierte sie vor dem Spiegel an. Sie saß im Brustbereich etwas eng, die Vorbesitzerin war offensichtlich nicht ganz so vollbusig wie Sophie gewesen, aber wenn sie aufs Zuknöpfen verzichtete, ging es. Ansonsten passte sie perfekt. Sie fand, dass der militärische Stil gut zu ihrem Aussehen passte. Ihre Mutter war Halbpolin und hatte Sophie ein leicht slawisches Äußeres vererbt: ein rundliches Gesicht mit kleinen Katzenaugen, und obwohl sie das dunkelbraune Haar jeden Tag nach der Arbeit waschen musste, hatte sie es zu einem scharfen geometrischen Bob geschnitten.

Während sie sich so im Spiegel betrachtete, wurde ihr aus unerfindlichen Gründen wehmütig zumute – als hätte sie sich mit einem engen Freund zerstritten, oder jemand, der ihr nahestand, wäre weggezogen oder gestorben.

Du brauchst eine Pause, sagte sie sich. Auch wenn du dein Leben nicht ändern kannst, solltest du dir wenigstens ein paar Tage freinehmen. Du könntest runter nach Sidmouth fahren und Mum und

Dad besuchen. Du weißt, dass es dir nach langen Spaziergängen am Meer gleich viel besser geht.

Sie musterte ihr Spiegelbild genauer und stellte erschrocken fest, dass Tränen zwischen den Wimpern glitzerten. Warum war sie plötzlich so traurig? Gleichzeitig stieg Ärger in ihr auf.

Warum tust du mir das an? Womit habe ich das verdient? Denkst du, ich kann dir nicht mehr wehtun? Du hast ja keine Ahnung!

Zu ihrem Erstaunen stieß sie ein tiefes, unterdrücktes Schluchzen aus. Die Tränen kullerten über ihre Wangen und tropften ihr vom Kinn.

Warum weine ich?

Warum bin ich so aufgebracht und wütend?

Schluss damit!

Sie trat aus der Umkleidekabine und schlüpfte aus der Jacke. Als sie gerade den rechten Arm herausgezogen hatte, kam ihr die Idee, sie anzubehalten und damit nach Hause zu laufen. Wobei ... Ohne sie vorher chemisch reinigen zu lassen?

Wenn sie Kleidung kaufte, die für den Laden gespendet worden war, ließ sie sie grundsätzlich vorher säubern. In gebrauchter Kleidung konnte eine ganze Reihe von Bakterien überleben, ebenso wie Läuse und Milben. Einige Infektionen wie Hepatitis und Syphilis überstanden sogar wiederholtes Waschen. Aus diesem Grund verkauften Wohltätigkeitsläden grundsätzlich keine gebrauchte Unterwäsche.

Doch aus irgendeinem Grund wollte Sophie sich nur ungern von dieser Jacke trennen. Sie schien ihren linken Arm regelrecht festzuhalten, damit sie ihn nicht aus dem Ärmel zog. Fast wie ein unglücklicher Freund, der an einem zerrte und flehte, ihn nicht alleinzulassen. Sie schniefte, wischte sich mit dem Handrücken die Tränen ab und wollte gerade wieder in den rechten Arm schlüpfen, als erneut eine Wutattacke von ihr Besitz ergriff.

Du bist so ein Feigling! Nur ein Feigling würde mich so behandeln! Glaub nicht, dass du damit durchkommen wirst! O nein, auf keinen Fall!

Sie zog die Jacke so hastig aus, dass der linke Ärmel nach außen gedreht war. Sie ließ sie auf den Tresen neben der Kasse fallen und starrte sie an, halb in der Erwartung, dass sie ihr entgegensprang.

Sie konnte es nicht begreifen. Wieso wühlte sie das Anprobieren einer Jacke so sehr auf? Es vermittelte ihr ein Gefühl von furchtbarem Verlust und machte sie gleichzeitig unglaublich wütend.

Sie griff nach der Jacke und stülpte den Ärmel um. An der Jacke selbst konnte es wohl kaum liegen. Vielleicht lag es ja daran, wie sie aussah. erinnerte sie der Anblick an eine längst vergessene Person aus ihrer Vergangenheit? Erzeugte das in ihren Gedanken das Bild, wie sie jemanden anschrie – jemanden, der sie irgendwann mal im Stich gelassen hatte? Jemanden, der ihr Kummer bereitet hatte?

Glaub nicht, dass du damit durchkommst!, hatte sie diese Person in Gedanken angeherrscht. Aber wer war diese Person? Und was hatte sie ihr angetan?

Sie hörte das durchdringende Klackern von Autoschlüsseln am Schaufenster. Sie drehte sich um und war zum ersten Mal seit langer Zeit froh und erleichtert, Mike zu sehen. Sophie ging nach vorn und schloss auf.

»Hallo«, sagte er.

Wie immer erklärte er nicht, warum er sich verspätet hatte, und bat auch nicht dafür um Entschuldigung. Heute Abend machte es ihr nichts aus.

Mike war breitschultrig und muskulös, weil er fast täglich trainierte und jedes Wochenende zum Kickboxen ging, und nach dem, was sie eben in der Umkleidekabine empfunden hatte, empfand sie es als beruhigend, jemanden an ihrer Seite zu haben, der sie beschützte. Sie wünschte sich trotzdem, er hätte sein Haar an den Seiten nicht so kurz geschoren. Sein Gesicht war breit, mit einem tiefen Grübchen am Kinn und einer klobigen Nase. Sie fand, dass der Undercut ihn wie einen Sträfling aussehen ließ.

Er stank nach Alkohol. Deshalb kam er zu spät. Er war im Gorrington Park Pub mit seinen Kollegen von der Immobilienfirma, bei der er arbeitete, noch einen trinken gewesen.

»Bist du noch nicht fertig?«, fragte er, als er sah, dass die Hintertür offen stand und der Inhalt des aufgeplatzten Müllsacks auf dem Boden verteilt lag.

»Ich brauch nur noch einen kleinen Moment«, versicherte sie ihm. Sie schaltete die Alarmanlage ein, schloss die Tür und ließ Pullover, Hosen und Kuckucksuhr an Ort und Stelle liegen. Als sie am Verkaufstresen vorbeikam, zögerte sie kurz und betrachtete die Jacke.

»Was ist?«, drängte Mike. »Komm schon, Soph, reiß dich zusammen. Ich park da draußen auf einer doppelt durchgezogenen Linie. Das kostet 130 Pfund Bußgeld!«

Sophie zögerte noch eine Sekunde, dann griff sie nach der Jacke und legte sie sich über den Arm.

»Die lässt du doch nicht etwa mitgehen?«, fragte Mike. »Nur weil ich dir die Jacke von Next nicht kaufen wollte. Die war viel zu teuer, die Jacke, und außerdem stand sie dir nicht.«

»Ich bezahl dafür. Ich hab sie anprobiert, und sie gefällt mir.«

»Na gut. Deine Entscheidung. Wenn du in Secondhand-Klamotten rumlaufen willst wie eine alte Schachtel, tu dir keinen Zwang an.«

Sophie schloss die Ladentür vom Little Helpers ab und folgte Mike zu seinem roten Subaru. Sie setzte sich auf den Beifahrersitz und legte die Jacke zusammengefaltet auf den Schoß. Als sich der Wagen von der Bordsteinkante entfernte, bildete sie sich ein, dass sich die Jacke an sie schmiegte wie eine Hauskatze. Sie streichelte mit der Hand über den Samt.

Sie braucht mich, dachte sie. Ich weiß nicht, warum es sich so anfühlt, aber sie braucht mich und will mich nicht loslassen.

»Ich hoffe, Sie haben einen starken Magen«, sagte Jamila, als sie in die Rectory Lane einbogen.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, antwortete Jerry. »Ich hatte bloß ein Eiersandwich zum Mittag. Das kommt garantiert nicht mehr hoch.«

Sie erreichten Nummer 35. Vier Einsatzfahrzeuge und zwei Polizeiwagen parkten vor dem Haus, ein Krankenwagen stand um die Ecke in Southview Close. Der Bürgersteig vor dem Gebäude war abgesperrt und in dem mit Ziegeln gepflasterten Vorgarten hatten die Kollegen Bogenlampen auf Stativen aufgestellt.

Jamila fand einen Parkplatz ein paar Meter weiter. Sie gingen zu Fuß zurück, duckten sich unter dem blau-weißen Tatortband hindurch und betraten das Haus.

Drei uniformierte Cops in dicken, stichsicheren Jacken drängten sich im engen Flur mit einem Garderobenständer voller Mäntel. Die Lücke daneben war gerade groß genug, um sich an ihnen vorbeizuquetschen.

Links im Wohnzimmer unterhielt sich eine Beamtin mit einer molligen Pakistani mit kastanienbraunem Kopftuch und einem dünnen pakistanischen Jugendlichen, etwa 17 oder 18 Jahre alt, mit buschigem schwarzen Schnurrbart.

Es roch durchdringend nach Bockshornklee und jede Menge Bilder hingen an den Wänden im Korridor: traditionelle Illustrationen aus pakistanischen Volkssagen, Familienfotos und Landschaften rund um Peschawar und den Khaiber-Pass. Jamila betrachtete eins der Motive genauer. »*Die Geschichte der listigen Siddhikari*«, erkannte sie.

»So«, staunte Jerry. »Und was hat es mit dieser listigen Siddhikari auf sich?«

»Die listige Siddhikari stahl den Schatz eines Kaufmanns, überredete einen Dieb, sich an einem Baum zu erhängen, und biss einem Diener des Kaufmanns die Zunge ab.«

»Ich verstehe. Ein ganz gewöhnlicher Tag in Pakistan also.«

»DI Saunders ist oben im Schlafzimmer«, unterbrach einer der Constables und deutete mit dem Daumen in Richtung Treppe.

»Auch das noch. Ausgerechnet Smiley.«

Der Constable kommentierte die Bemerkung nicht, sondern nickte ihm nur mitfühlend zu. Jerry hatte mit DI ›Smiley‹ Saunders bislang nur an einem Fall zusammengearbeitet: einem somalischen Mädchen in Tower Hamlets, dessen Freund ihr den Schädel mit einem Dampfbügeleisen verschmort hatte. Er war in seinem Leben noch nie jemandem begegnet, der so konsequent unglücklich wirkte wie DI Saunders. Wenn er je den Jackpot im Lotto knackte, würde er wahrscheinlich darüber schimpfen, warum es nicht schon 20 Jahre früher geklappt hatte, damit er gar nicht erst bei der Polizei hätte anfangen müssen.

Jamila erklimmte die steile Treppe mit den Jute-Stufenmatten. Jerry folgte ihr. Im hinteren Schlafzimmer stand ein Kriminaltechniker in der Ecke und knipste Fotos mit Blitzlicht, während seine zwei Kollegen auf Händen und Knien herumkrochen und mit ihren Schwarzlicht-Taschenlampen jeden Zentimeter des Teppichs inspizierten. Das Rascheln ihrer weißen Tyvek-Overalls erfüllte den Raum.

DI Saunders von der Mordkommission stand in einer gipsfarbenen Windjacke mit verschränkten Armen am Fenster. Er war groß, hatte zurückgegelte graue Haare, fast zusammengewachsene Augenbrauen und eine spitze Hakennase. Die Mundwinkel waren konsequent nach unten gezogen, was ihm die Anmutung eines schlecht gelaunten Raubvogels verlieh.

»Oh, Sie haben ihn also gefunden?«, fragte er Jamila. »Hallo Jerry. Lange nicht mehr gesehen.«

Jerry antwortete nicht. Er hörte ihn nicht einmal. Seine volle Aufmerksamkeit wurde von der Leiche des Mädchens beansprucht,

die auf dem Bett lag. Sie trug einen orangefarbenen Salwar Kamiz mit einem um die Schultern geschlungenen Dupatta und hatte beide Fäuste geballt, als wollte sie sich in einen Boxkampf stürzen. Die Strähnen ihres schwarzen Haars hatten sich verheddert, und fast das gesamte Gesicht war verätzt und hatte sich in eine scharlachrote Maske verwandelt. Ihre Augen waren zu blinden weißen Mottenkugeln in ihren Höhlen verschrumpelt, und sie hatte keine Nase mehr, sondern nur ein dreieckiges Loch. Jedes Mal wenn das Blitzlicht der Kamera aufflackerte, konnte Jerry in die feuchtroten Tunnel ihrer Nebenhöhlen blicken. Ihr Kiefer war nach unten geklappt und die herausragende Zunge erinnerte mit der Ansammlung durchsichtiger Blasen an Luftpolsterfolie.

»Verdammt noch mal!«, entfuhr es Jerry und er schüttelte den Kopf. »Sie erinnert an ein Opfer aus einem blutigen Horrorfilm.«

»Ich hatte Sie gewarnt«, sagte Jamila. Dann wandte sie sich an DI Saunders. »Konnten Sie sich schon ausführlicher mit der Mutter und dem Bruder unterhalten?«

»Bisher nicht«, gestand DI Saunders. »Um ehrlich zu sein, Jamila, habe ich gewartet, bis Sie kommen. Ich tue mich schwer mit der Art, wie die Pakis reden. Selbst in unserer Sprache versteh ich sie kaum. Ich weiß auch nicht viel über ihre Rituale, außer dass sie nicht mit der linken Hand essen, weil sie sich damit den Arsch abwischen, und dass sie ihre Frauen wie ein Stück Scheiße behandeln.

Außerdem«, schob er hinterher, »glaube ich, dass wir eine viel klarere Vorstellung davon bekommen müssen, wie sie konkret gestorben ist, bevor ich anfangs, Fragen zu stellen. Clive – schildern Sie DS Patel, was Ihrer Meinung nach passiert ist.«

Der Gerichtsmediziner, der an der gegenüberliegenden Seite des Betts kniete, zog seine Gesichtsmaske herunter, sodass ein rot-haariger Prinz-Harry-Bart zum Vorschein kam. »Es war konzentrierte Schwefelsäure. Die Flasche liegt da drüben auf dem Boden. Es steht auch auf dem Etikett. Wir nehmen das natürlich nicht als gegeben hin und lassen die Reste im Labor analysieren. Die

Verletzungen an ihrem Gesicht und die Schäden am Bettzeug deuten jedoch eindeutig auf H_2SO_4 hin.«

»Erzählen Sie DS Patel, wie es gemacht wurde. Man hat die Flasche nicht nach ihr geworfen, oder?«

»Nein, nicht geworfen«, bestätigte der Beamte von der Spurensicherung. »Ich meine, so läuft es doch normalerweise, oder? Jemand schleicht sich an und spritzt es ihnen direkt ins Gesicht. Diese junge Frau lag allerdings hier auf dem Bett. Man erkennt es an der Verfärbung ihrer Haare und der Bettdecke, dass es über ihr ausgeschüttet wurde, während sie auf dem Rücken lag.«

Jerry beugte sich über die Matratze, um das entstellte Gesicht der jungen Frau näher in Augenschein zu nehmen. Das Fleisch auf ihren Wangen wirkte verknotet, an einigen Stellen lagen die blanken Knochen frei.

»Wenn man bei Bewusstsein ist, liegt man doch nicht einfach da und lässt zu, dass einem jemand konzentrierte Schwefelsäure in die Fresse kippt, oder?«, wunderte er sich. »Möglicherweise wurde sie mit Rohypnol oder einer ähnlichen Substanz betäubt. Entweder das oder es gab mehr als einen Angreifer. Wenn sie nicht betäubt wurde, hätte sie jemand festhalten müssen.«

»Es gibt keine offensichtlichen Quetschungen an ihren Handgelenken«, gab der Gerichtsmediziner zu bedenken. »Mehr wissen wir erst, wenn sie zur vollständigen Obduktion ins St. George's gebracht wurde.«

»Bisher wissen wir nur, dass sie Samira Wazir heißt«, fasste Jamila zusammen. »Sie ist 17-einhalb Jahre alt und eine ehemalige Schülerin der Al-Risalah-Mittelschule. Ihre Eltern sind vor Kurzem mit ihr nach Pakistan gereist, und wegen ihres orangefarbenen Salwar Kamiz gehe ich davon aus, dass der Anlass darin bestand, sie ihrem künftigen Ehemann vorzustellen.«

»Sie meinen eine arrangierte Ehe?«, fragte DI Saunders.

»Das ist in solchen Kulturen üblich, ja.«

»Vielleicht gefiel ihr der Kerl nicht und sie lehnte eine Heirat ab.«

»Das könnte ein Grund für einen Ehrenmord sein, ja«, überlegte Jamila. »Ich halte es jedoch für verfrüht, ein solches Motiv zu unterstellen. Wir müssen von ihrer Mutter und ihrem Bruder erfahren, wen sie heiraten sollte und ob sie hier in England einen Freund hatte, den ihre Familie ablehnte. Oder sie hatte hier einen pakistanischen Freund, der wütend war, dass sie einen anderen Mann heiraten wollte, und deswegen auf die Idee verfiel, sie zu verstümmeln.«

»Es ist sogar denkbar, dass sie für etwas bestraft wurde, das ihr Bruder getan hat. So etwas kommt in Pakistan häufiger vor. Ein Mann begeht Ehebruch, aber eine seiner Schwestern muss anschließend dafür büßen. Oder man zwingt sie, einen hintergangenen Ehemann zu heiraten. Häufig werden Frauen in solchen Fällen auch von allen männlichen Mitgliedern seiner Familie vergewaltigt.«

»Reizend«, kommentierte der rothaarige Gerichtsmediziner. »Ich bin verdammt froh, dass ich die Schwester meiner Frau nicht besteigen muss.«

»Ich gehe jetzt runter und unterhalte mich mit der Mutter und dem Bruder des armen Mädchens. Jerry, kommen Sie mit. Mir ist wichtig, dass ich einen Mann dabei habe, vor allem wenn ich ihren Bruder befrage.«

»Wo ist ihr Vater?«, fragte DI Saunders.

»Noch in Peschawar, um Dinge zu regeln. Das behauptet zumindest seine Frau. Er könnte dortgeblieben sein, um die Details der Hochzeit mit der Familie ihres zukünftigen Mannes zu regeln – oder die Mitgift. Wir werden es auf jeden Fall herausfinden.«

Zu zweit verließen sie das Schlafzimmer. Vorher drehte sich Jerry noch einmal nach dem Mädchen um, das auf dem Bett lag. Er war schockiert, aber irgendwie auch fasziniert von dem grausig zugerichteten Gesicht mit der wilden Mähne aus schwarzem Haar, die sich um den Kopf ausbreitete – und von der blasigen Zunge, die herausgestreckt war, als wollte sie jeden provozieren, der zu behaupten wagte, sie sähe nicht schön aus. In seiner neunjährigen

Laufbahn hatte er schon viele Leichen zu Gesicht bekommen – manche zerquetscht, einige verkohlt, andere vom Wasser aufgedunsen –, aber nie eine so entstellte wie diese. Wahrscheinlich würde sie ihn in seinen Albträumen verfolgen. Er versuchte sich auszumalen, welcher Sadist sie absichtlich so zugerichtet hatte, um sie derart leiden zu lassen. Wie lautete das Motiv? Religiöser Fanatismus? Eifersucht? Verletzte Familienehre? Was war ehrenhaft daran, eine junge Frau zu töten, indem man ihr das Gesicht mit Säure verätzte?

Mrs. Wazir zupfte nervös an ihrem grünen Dupatta herum, als Jerry und Jamila das Wohnzimmer betraten. Ihre Augen waren blutunterlaufen und vom Weinen ganz geschwollen.

Jamal stand am Fenster und betrachtete die Polizeiautos auf der Straße. Er drehte sich nicht um, als sie hereinkamen.

Die junge Polizistin, die bei ihnen gesessen hatte, stand auf und fragte: »Soll ich draußen warten, Ma'am?«

»Nein, bleiben Sie«, bat Jamila. »Es wird eine wertvolle Erfahrung für Sie sein. Mrs. Wazir – das ist Detective Pardoe. Er ist von Scotland Yard abgestellt worden und äußerst erfahren im Umgang mit Fällen von häuslicher Gewalt. Sie können also ganz offen mit ihm sprechen.«

»Was meinen Sie mit ›häuslicher Gewalt‹?«, fragte Mrs. Wazir und wischte sich mit dem Schleier über die Augen. »Das Ganze hat überhaupt nichts mit meiner Familie zu tun. Wie ich Ihnen bereits sagte, waren mein Sohn Jamal und ich für zwei Tage unterwegs, um meine Cousins in Redbridge zu besuchen, als es passierte.«

»Mrs. Wazir, unser forensisches Team hat inzwischen sämtliche Türen und Fenster in diesem Haus untersucht. Es gibt keinerlei Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen. Damit bleiben nur vier mögliche Erklärungen übrig. Entweder besaßen Samiras Angreifer einen Schlüssel oder hatten sich einen geliehen; oder Samira kannte sie und bat sie ins Haus; oder sie verschafften sich gewaltsam Zutritt, nachdem sie ihnen geöffnet hatte, ob sie sie nun kannte oder nicht.«

»Das waren nur *drei* Erklärungen«, entgegnete Mrs. Wazir.

»Nun, ich denke, die vierte liegt auf der Hand. Sie wurde von einem Mitglied oder Mitgliedern ihrer Familie angegriffen.«

»Das ist eine infame Unterstellung«, schimpfte Mrs. Wazir. »Wenn Sie eine solche Behauptung noch einmal wiederholen, sehe ich mich gezwungen, unsere Anwälte anzurufen.«

»Bitte«, beschwichtigte Jamila, »ich möchte nicht beleidigend sein oder falsche Anschuldigungen machen, aber ich muss jede Möglichkeit in Betracht ziehen, um meiner Dienstpflicht gerecht zu werden. Ich bin sicher, Sie verstehen das.«

»Ich verstehe nur, dass Sie mir unterstellen, meiner eigenen geliebten Tochter das Gesicht verätzt zu haben. Können Sie sich vorstellen, wie es für mich gewesen ist, sie in diesem Zustand zu finden? Ich werde nie wieder ruhig schlafen, solange ich lebe.«

»Sie trug einen orangefarbenen Salwar Kamiz, was für mich darauf hindeutet, dass sie bald heiraten sollte«, stellte Jamila fest.

»Ja, das stimmt. Der Grund für unsere Reise nach Peschawar im September war, dass sie ihren zukünftigen Ehemann kennenlernen wollte. Er ist ein sehr netter, anständiger junger Mann aus gutem Haus. Samira mochte ihn und war glücklich, seine Braut zu werden.«

»Hat sie männliche Freunde hier in Tooting?«, fragte Jerry.

»Sie kennt einige Jungs hier, aber keinen, den man als Freund bezeichnen könnte. Sie war noch Jungfrau.«

»Sind Sie sich da sicher?«

»Ganz sicher.«

»Wie steht es mit ihrem Bruder ... Jamal, nicht wahr? Wissen Sie, ob Ihre Schwester einen Freund hatte?«

»Meine Schwester hat getan, was man ihr sagte.« Er drehte sich nicht zu ihnen um.

»Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

»Ich weiß es nicht. Ich kenne keinen ihrer Freunde.«

»Fällt Ihnen jemand ein, der Samira aus irgendeinem Grund hätte schaden wollen? Hatte sie womöglich eine ihrer Freundinnen verärgert?«

»Da fragen Sie am besten selber nach«, meinte Mrs. Wazir. »Ihre beste Freundin ist Akilah Abdali. Sie wohnt in Streatham. Ich vermute, Sie werden ihre Adresse in Samiras Notizbuch finden.«

»Hatte Samira vor, sich weiterzubilden?«, wollte Jamila wissen. »Aufs College zu gehen oder an einer Universität zu studieren?«

»Warum sollte Sie?«, fragte Mrs. Wazir. »Sie wollte heiraten.«

Jerry lag auf der Zunge, warum für eine verheiratete Frau kein Studium infrage kam, er verkniff sich die Frage jedoch.

»Was hat sie gemacht, seit sie die Schule verlassen hat?«, erkundigte er sich stattdessen.

»Hauptsächlich half sie mir im Haushalt. Um sich etwas Geld dazuzuverdienen, half sie manchmal abends im Restaurant Saravanaa Bhavan in der High Street aus.«

Jamila notierte sich das und hakte nach: »Wie stand es um Samiras Gesundheit? Hat sie Ihnen gegenüber erwähnt, dass sie Sorgen hat, deprimiert ist oder sich nicht wohlfühlt?«

Mrs. Wazir überlegte kurz und zuckte dann mit den Schultern. »Sie wirkte in der letzten Woche ein wenig in sich gekehrt. Ich habe sie nicht oft zu Gesicht bekommen. Sie war fast jeden Tag abends unterwegs, kam erst spät zurück und ging dann direkt auf ihr Zimmer.«

»Haben Sie sich erkundigt, ob etwas nicht stimmt?«

»Ich habe an ihre Tür geklopft und gefragt, ob es ihr gut geht. Sie meinte nur, es sei alles in Ordnung.«

»Sie hat sich nicht zu den Mahlzeiten zu Ihnen gesellt oder kam nach unten und hat mit Ihnen ferngesehen?«

»Nein. Wenn ich ankündigte, dass das Abendessen auf dem Tisch steht, meinte sie jedes Mal, dass sie bereits im Restaurant gegessen hat.«

Jamal kam vom Fenster zu ihnen. Sein schwarzes Haar war zu einer Spitze hochgekämmt und der Schnurrbart wirkte unecht, obwohl sich am Kinn die Ansätze eines lockigen Flaums abzeichneten. Er trug ein dunkelgrünes Fleece-Kapuzenshirt mit Reißverschluss und dem Logo der *Pak Shaheens*, der pakistanischen

Football-Nationalmannschaft, dazu hautenge schwarze Stretch-jeans.

»Komm schon, Mum«, meldete er sich mit breitem Südlondoner Akzent zu Wort, »warum verschweigst du ihnen, dass du und Sam euch ständig angeschrien habt? Ihr habt die ganze Zeit miteinander gestritten und euch die Tür vor der Nase zugeschlagen.«

»Stimmt das, Mrs. Wazir?«, erkundigte sich Jamila. »Sie und Samira sind nicht gut miteinander ausgekommen?«

Mrs. Wazir fuchtelte mit den Armen. »Pffft! Was erwarten Sie denn? Mütter und Töchter streiten sich grundsätzlich. Und Samira konnte verdammt stur sein. Deshalb hielten wir es für das Beste, dass sie endlich heiratet. Durch die Ehe hätte sie gelernt, folgsam zu sein, wie es sich für eine Frau gehört. Mir blutet trotzdem das Herz, das versichere ich Ihnen. Die Vorstellung, dass meine Kleine nie wieder vor mir stehen wird ... Ich kann es nicht fassen!«

Sie fuhr sich mit dem Dupatta über die Augen und schüttelte ungläubig und traurig den Kopf.

In diesem Moment tauchte DI Saunders im Türrahmen auf. Sein Kopf zuckte in üblicher Raubvogelmanier nach links und rechts, als rechnete er damit, Mäuse im Wohnzimmer zu entdecken, die über die Sockelleisten huschten und auf die er sich stürzen konnte.

»Wie sieht's aus, Sergeant?«

»Ich glaube, wir sind für heute Abend fertig, Sir«, verkündete Jamila. »Wir kommen in ein, zwei Tagen noch einmal vorbei, Mrs. Wazir, wenn Sie den ersten Schock überwunden haben und wir mit Samiras Freunden sprechen und einen Eindruck gewinnen konnten, was ihr möglicherweise zugestoßen ist. Wenn Sie möchten, kann ich jemanden von der Opferhilfe anrufen, damit er Sie besucht.«

Mrs. Wazir hob eine Hand, um zu signalisieren, dass sie alles mitbekommen hatte.

Jamal stand einfach nur da, die Hände in den Taschen des Kapuzenshirts vergraben und mit einem gelangweilten Gesichtsausdruck, als könnte er es kaum erwarten, dass Jerry, Jamila und die junge Polizistin endlich das Haus verließen.

Graham Masterton bei FESTA:

Der Ausgestoßene
Die Opferung
Bluterbe
Irre Seelen
Das Atmen der Bestie
Bestialisch
Grauer Teufel
Die Schlaflosen
Katie Maguire: Bleiche Knochen
Katie Maguire: Gequälte Engel
Katie Maguire: Racheengel
Der Höllenpanzer
Fleisch & Blut
Das Haus von Jack Belias
Das Bildnis des Bösen
Ghost Virus

Infos, eBooks & Leseproben:
www.Festa-Verlag.de